

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 50 (1958)

Heft: 3

Artikel: Einordnung der Einwanderer in Israel : die schwierigste Mission in Israel einer Frau übertragen

Autor: Fischer, A.J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-353839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die ständig an Bedeutung gewinnen und sich zu staatstragenden Kräften auszuwachsen beginnen.

Die Entwicklung der Emanzipation der Gewerkschaften in den nordafrikanischen Kolonialgebieten Frankreichs ist in eine Endphase eingetreten. Schon zeigt es sich aber, daß diese Entwicklung auch auf das sogenannte «Schwarze Afrika» überzugreifen beginnt. Hier erfolgte bereits in zahlreichen Gebieten wie dem französischen Sudan, Kamerun, dem Senegal, Madagaskar usw. eine Loslösung von den «französischen» Gewerkschaften der CGT, der FO und der CFTC, bzw. eine teilweise Umwandlung und Loslösung dieser Verbände von den Pariser Zentralen sowie die Gründung eigener «schwarzer» Gewerkschaftsgruppen. Es wird interessant sein, die in Afrika eingeleitete Entwicklung in den nächsten Monaten und Jahren nicht nur auf politischem, sondern vor allem auch gewerkschaftlichem Gebiet aufmerksam zu verfolgen.

Hadi Dimassi, Tunis.

Einordnung der Einwanderer in Israel

Die schwierigste Mission in Israel einer Frau übertragen

Israels Bevölkerung hat sich seit der Gründung des Staates, also seit Mai 1948, etwa verzweieinhalbfacht. Die Einordnung dieser Einwanderer aus 71 Ursprungsländern ist das wichtigste soziale und innerpolitische Problem des Landes. Interessanterweise haben zu seiner Lösung an erster Stelle *Frauen* beigetragen. Bevor *Golda Meir* (alias Meyerson) die Leitung des Außenamtes übernahm, war sie jahrelang Minister für Arbeit und Wohnbau. Nunmehr richtete die sehr mächtige Histadrut – gleichzeitig Gewerkschaftsföderation, größter Unternehmer und Initiator des Genossenschaftswesens, darunter der meisten landwirtschaftlichen Siedlungen – eine Ansiedlungsabteilung ein, die sich mit der beruflichen und gesellschaftlichen Anpassung der Neueinwanderer befaßt. Verantwortliche Leiterin ist *Senta Josephtal*. Sie kommt ursprünglich aus Deutschland (Geburtsort: Fürth), gehörte der Zionistischen Jugendbewegung an und ist Mitglied eines Pionier-Kibbuz (Gemeinschaftssiedlung). Als Sekretär der Mapai gehört ihr Gatte zu den zentralen Persönlichkeiten der Sozialdemokratischen Partei Ben Gurions.

Unsere Unterhaltung findet im neuen Tel Aviver Mammut-Gebäude (mindestens für israelische Verhältnisse) der Histadrut statt. Frau Josephtal denkt sehr logisch und formuliert auf deutsch kristallklar. Hervorstechender Intellekt vereinigt sich mit warmherziger menschlicher Fürsorge für ihre Schützlinge. Natürlich legt sie Wert darauf, daß die jüngsten israelischen Staatsbürger in den verschiedenen Dörfern und Siedlungen Mitglieder der Histadrut werden.

Nur so wird es möglich sein, sie an die hier traditionell gute Arbeitsdisziplin zu gewöhnen und Interesse an sozialer Sicherheit und hohem Lebensstandard zu erwecken.

Fast alle brauchen anfangs eine sie betreuende Hand. Schon die Verständigung ist meist schwierig. Marokkanische Juden sprechen immerhin französisch, ungarische aber sehr oft nicht einmal jiddisch oder deutsch. Im Schmelztiegel Israel fällt es aber nicht schwer, Dolmetscher zu finden.

Komplizierter ist die *berufliche* Einordnung. Im Orient war ja ein großer Teil der Juden überhaupt nicht produktiv beschäftigt, ein anderer hatte sich zunftmäßig zusammengeschlossen. Beispielsweise gab es im Jemen viele jüdische Silberschmiede und Silber- und Goldweber, Kunstgewerbe, die dort mit dem Exodus ausstarben. Auch aus Marokko kamen viele qualifizierte Silberschmiede. Nun kann Israel bei den beschränkten Absatzmöglichkeiten für solche Exportgüter nur einen Teil im alten Fach beschäftigen. Senta Josephtal und ihre 14 Mitarbeiter müssen gute Psychologen sein, um ihnen die Notwendigkeit einer Umschichtung begreiflich zu machen.

Trotz bezwingendem Optimismus hat auch sie sich bestimmt die Assimilierung der vorher berufslosen orientalischen Massen schwieriger vorgestellt. In Fabriken, Werkstätten, Diamantschleifereien und auch in der Landwirtschaft sind die Resultate erstaunlich gut. Immer wieder macht man die Erfahrung, daß sich etwa Osteuropäer, so Polen und Ungarn, mit bestimmten Vorstellungen und Arbeitsmethoden den besonderen Gegebenheiten dieses südlichen, subtropischen Landes schlechter anpassen als etwa Marokkaner oder Iraker ohne jedwede belastenden Traditionen. Meine Frage, ob denn eine geordnete Tätigkeit und gar der Achtstundentag keine bitteren, ablehnenden Reaktionen hervorrufen, wird von Senta Josephtal entschieden verneint. Ueberall herrscht aus gewissen Minderwertigkeitskomplexen heraus der Wunsch vor, es dem «Europäer» gleichzutun. So bezeichnet sich – das ist ganz typisch – praktisch jeder Marokkaner als Franzose. Beobachtet er, daß der älter eingesessene Israeli den Achtstundentag anerkennt, dann erstickt das eine etwaige Abwehr schon im Keim.

Seit jeher war ja der *genossenschaftliche* Arm der Histadrut sehr stark. Bei fachlich völlig ungeschulten orientalischen Neueinwanderern, die ja auch meist einem Zwang und keinem ideologischen Ruf folgen, sind jedoch solche, Verantwortungsbewußtsein und Freude an der Mitbeteiligung voraussetzenden Unternehmungen zumeist noch verfrüht. Hier bewähren sich Fabriken und Werkstätten besser, die unter der Leitung geschulter Männer oder Frauen stehen. Leute aus Polen, Ungarn und anderen osteuropäischen Staaten sind wiederum an genossenschaftlichem Zusammenschluß hochinteressiert. Sie haben so lange unter Druck gelebt, daß ihnen jede Form der größeren Selbständigkeit und des freieren Erwerbs erstrebens-

wert erscheint. Auch hier muß wieder viel Ueberredungskunst auf-
geboten werden, um zu überzeugen, daß es nur eine begrenzte Zahl
Schneider- und Schuhmachergenossenschaften geben kann und sich
ein Teil von Textil-, Schuh- und anderen Fabriken anstellen lassen
muß.

Den meisten orientalischen Völkern gilt körperliche Arbeit als
degradierend. Bis zu einem gewissen Grade legt man dieses Vorurteil
in Israel rasch ab. Nach Ansicht Frau Josephtals ist jedoch folgendes
Beispiel typisch. In einem Kibbuz hatte sich eine Gruppe aus 30 Ma-
rokkanern gut eingelebt. Wie alle anderen übernahm sie jede Arbeit.
Hintereinander aber drückten sich sechs aus dieser Gruppe davor,
die Milchkannen in die Stadt Haifa bringen zu müssen. Es dauerte
eine ganze Weile, bis man den Grund erfuhr. Im Kibbuz mit seinem
besonderen Ethos Arbeitskleidung tragen, das ging noch an, aber
darin in die Stadt fahren, so weit hatte eben noch keiner die einge-
wurzelten Komplexe überwunden.

Für Europäer werden die ganz kleinen neuen Ansiedlungsorte
nach Möglichkeit vermieden, weil da die Opposition zu groß wäre,
bei Marokkanern, von denen immerhin rund hunderttausend ins
Land gekommen sind, gibt es Widerstände eigener Art. Sie bevor-
zugten auch in Marokko Städte, um arabische Anfeindungen und
Ueberfälle kompakter abwehren zu können. In Israel war während
einiger Jahre der Zwischenaufenthalt in recht primitiven Auffang-
lagern, zumeist aus Wellblechbaracken, üblich. Von ihnen aus konnte
sich der Drang nach den Städten ungehemmter entwickeln. Jetzt
bringt man die Neukommer in fertige Städtchen mit festen Häusern.
Gewiß, sie sind nicht luxuriös und können es nicht sein. Für den be-
sitzlosen Orientalen ist aber ein solches Haus bereits eine Errungen-
schaft und ein nicht zu unterschätzender Anziehungspunkt.

Davon konnte sich der Verfasser während vieler Besuche bei Ma-
rokkanern, Irakern, Jemeniten und Indern überzeugen.

Während der letzten Jahre sind nicht nur neue Ortschaften, son-
dern dank Lösung der Bewässerungsfrage ganze neue Distrikte ge-
schaffen worden. Wichtig ist es, immer ein Zentrum mit Industrien
für die lokalen Produkte (Konserven, Baumwolle, Zuckerrüben,
Erdnüsse usw.), aber auch allgemeinere Industrien, darunter die sich
bewährenden und nicht allzu kostspieligen Diamantenschleifereien,
hinzubringen. Aus eigener finanzieller Kraft kann die Histadrut
das nicht allein leisten. Deswegen inspiriert sie private Unternehmer
zu Zweigniederlassungen ihrer Firmen.

Jeder Erfolg bringt mindestens 30 bis 50 neue Arbeitsplätze. Viele
Lockmittel winken dem Unternehmer. Vom Staat erhält er Anleihen
zu günstigen Bedingungen, durch die sich eigenes Anfangskapital
fast erübrigt. Während der ersten sechs Monate gewährt die Regie-
rung Lohnzuschüsse und während der ersten zwei bis drei Jahre die
Histadrut einen sonst nie erreichbaren etwa 15prozentigen Tarif-

nachlaß. Werden in einem solchen Zentrum 1000 Familien angesiedelt, dann setzt man 1200 Arbeitsplätze voraus.

Nicht ganz leicht fällt es, Menschen ohne die frühere ideologische Basis und die praktischen Voraussetzungen durch landwirtschaftliche Vorbereitungsschulen (Hachscharot) in die Gemeinschaftssiedlungen zu verpflanzen. Oft machen junge Menschen so etwas wie ein Probejahr mit, das sie zu nichts verpflichtet und ihnen weit raschere Möglichkeiten bietet, die hebräische Landessprache zu erlernen. Während dieser Zeit erhalten sie im Gegensatz zu den Mitgliedern, die ihre Arbeit ohne Lohn der Gemeinschaftssiedlung zur Verfügung stellen, ein kleines Entgelt.

Während nur ein Teil der Jungen bleibt, werden fast alle Mädchen durch die stärkste Bindung unseres Gesellschaftslebens, die Heirat, an den Kibbuz gefesselt. Da sich viele Siedlungen, Industrien und Erholungsheime angeschlossen haben, gibt es heute mannigfaltige Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb des landwirtschaftlichen Sektors.

Senta Josephtals Abteilung versucht auch, städtische Arbeiter auf das Dorf zu verpflanzen, ledige hauptsächlich in Kibbuzim, Familien deren Neigung nach mehr in Moschawim, die den dänischen oder holländischen landwirtschaftlichen Genossenschaften bei großzügigerer Nachbarschaftshilfe ähneln. Grundsätzlich wird vorsichtig gearbeitet. Man hält Sprechstunden ab, diskutiert mit den Frauen, deren Leben sich ja durch die Umstellung stark verändert, lädt an sich Geneigte eine Woche ein, damit sie das neue Dasein kennenlernen, rät ihnen zunächst einmal, die alten Wohnungen nicht aufzugeben usw. Zweifellos hat diese Umstellung ihre attraktiven Seiten. Geringere Abwechslung wird durch die Tatsache ausgeglichen, daß alle Kinder der Siedlung Mittelschulbildung erhalten, was sich zum Beispiel ein ungelernter städtischer Arbeiter bei den dort höheren Ausgaben kaum leisten kann. Auch die größere soziale Sicherheit lockt, bei der überall sonst gerade die Landbevölkerung nachhinkt. Hier hingegen erhält ein Moschaw nicht nur den erkrankten Bauern, er stellt ihm auch völlig kostenlos Ersatzkräfte für die Arbeit. Beim Kibbuz geht die Unterhaltungspflicht noch weiter. Sie erfaßt nicht erwerbsfähige Kinder sowie alte Eltern und sonstige Angehörige der Mitglieder.

5000 Familien sind auf dem Lande geblieben. Da man die Neueinwanderer direkt vom Schiff ins Dorf bringt, hat die Tatsache, daß sich in der unmittelbaren Nachbarschaft Menschen befinden, die aus Jerusalem, Haifa oder Tel Aviv dort hinüberzogen, eine positive, psychologische Wirkung.

Nicht zuletzt unterstützt Frau Josephtal die alte «Kunst-auf-Dorf»-Bewegung. Theater-, Schauspieler-, Musiker-, Tanz- und Vortragsgruppen machen Tournée durch das ganze Land, die die Histadrut arrangiert. Das hat zwei Vorteile: Einmal wird das Leben

der Dorfbevölkerung abwechslungsreicher, was den Städten etwas von ihrer Anziehungskraft nimmt. Zum anderen erhalten die Theaterkünstler usw. eine bessere Existenzgrundlage, da sie ja vom Publikum der relativ kleinen Städte allein nicht leben könnten. (Tel Aviv 300 000, Haifa 160 000 und Jerusalem 150 000 Einwohner.)

Von großer Bedeutung für alle Einwanderer ist natürlich das Erlernen der hebräischen Sprache als Brücke zur gemeinsamen Verständigung. Es gibt Kurse und intensive Schnellkurse, Ulpanim der verschiedensten Art, darunter auch die sogenannten Arbeitsulpanim – halber Tag Arbeit, halber Tag Unterricht.

Natürlich nimmt Senta Josephtal regsten Anteil am Schicksal der Frauen aus dem Orient. Verheiratete sind selten bereit, einen Brotberuf anzunehmen. Witwen tun das schon eher, und sie stechen bei Akkordarbeit, so als Baumwollpflückerinnen, meist die Männer aus.

Vom orientalischen Juden, der im Geburtsland keine Waffe tragen durfte, wird die militärische Dienstpflicht stets als eine besondere Ehre betrachtet. Noch stärker trifft das auf Mädchen zu. Obgleich sie sich aus religiösen Gründen vom Militärdienst, zu dem beide Geschlechter an sich verpflichtet sind, befreien lassen könnte, lehnt das die orientalische weibliche Jugend praktisch ausnahmslos ab. Hier bietet sich ihr ja die Chance zur doppelten Emanzipation. Während ihre Mutter nicht einmal zur Schule durfte und der Ehehandel von den beiden Vätern abgeschlossen wurde, ist das Mädchen plötzlich völlig gleichberechtigte Staatsbürgerin.

Manchmal resultieren daraus verständlicher Ueberschwang und menschliche Tragödien. So tötete ein von Traditionen schwer belasteter Vater seine 18jährige schwangere Tochter.

Man rät den jungen weiblichen Einwanderern, sich erst einmal den andersartigen Wind der neuen Heimat um die Nase wehen zu lassen und dann erst ihre Militärdienstpflicht zu leisten. Nach einer solchen Anpassungszeit geht es dann meist bei der prinzipiell besonders hohen Sexualmoral der Orientalen ganz glatt. Daß die Armee für alle neuen Staatsbürger die beste Schule ist, die, wenn nötig, von der Hygiene über die elementarsten Bildungsbegriffe bis zur Fach- und Berufsschulung den Unterricht übernimmt, gilt hier als nirgends bestrittene Tatsache.

In Israel werden viele Ehen nicht im Himmel, sondern beim Militär geschlossen. Charakteristisch ist es, daß sich die verschiedensten orientalischen Einwanderungswellen aus einer gewissen Voreingenommenheit nur selten mischen, hingegen Europäer immer öfter Orientalinnen heiraten und umgekehrt.

Für eine geglückte bevölkerungspolitische Synthese bietet das vielleicht die beste Gewähr.

A. J. Fischer, London